

menheit wirft, und daß wir eines Tages sogar dahin gelangen werden, selbst diesen Schatten zu begreifen.“

Wir meinen, Graham Greene habe uns in diesen Worten den letzten Schlüssel zu sich als Romanschriftsteller, wie zu all seinen Romangestalten und ihrer dunklen Problematik ausgeliefert. Man wird darum diesen Schlüssel gewiß mit Ehrfurcht und Takt in die Hand nehmen, sowie man an die Beurteilung seines schriftstellerischen Werkes gehen will. Aber: dreht es sich in all diesen Aussagen Graham Greenes wirklich nur um das Verhältnis so disparater Geistesgebiete wie Dichtung und Moralthologie? Diese Frage muß ernstlich verneint werden. Es dreht sich um die Frage der wahren, echten katholischen Existenz in ihrer Auswirkung im schöpferischen Raum des Dichterischen. Diese Lebensfrage aber ist mit Greenes Aussagen nicht etwa nur kühn (soweit will Gertrud von Le Fort noch gehen in ihrer Beurteilung), sondern sie ist zweifellos sehr zeitbedingt, einseitig und lückenhaft beantwortet. Es gibt weder diese absolute amoralische Freiheit im schöpferischen Raume, noch ist Gottes, der Gnade, des Menschen, der Welt Wirklichkeit, ja nicht einmal die Wirklichkeit unserer Zeit heute eindeutig gefaßt in jenen fast undurchdringlich düsteren Komplex von Gut und Böses, in dem Graham Greene sie faßt. Des katholischen Dichters Freiheit ist die noch viel höhere Freiheit der Kinder Gottes, die nicht nur Schein ist; des christlichen Dichters letztes Gestaltungsziel aber ist der Mensch, die Zeit, die Welt als Widerglanz Gottes, der nicht Lüge und Täuschung, sondern auch auf Erfahrung beruhende Wirklichkeit ist.

Das Büchlein, das außerdem noch eine sehr wirklichkeitsnahe Charakteristik Papst Pius XII. und eine aufklärende moderne Rechtfertigung des neuen Dogmas von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel enthält, ist für jeden, der aus erster Quelle über Graham Greenes geistige Gestalt sich orientieren will, unentbehrlich.

J. Wiedenmann S.J.

Frei für Gott. Geist und Sendung Maria Wards. Von Emmanuel Maria Heufelder OSB, Abt von Niederaltaich. (288 S.) Biberach 1951, Eugen-Hauchler-Verlag. Gln. DM 11,90.

Das Buch enthält Betrachtungen, die der Verfasser bei Exerzitien in den Häusern der Passauer Provinz der Englischen Fräulein vorgelegt hat. Es ist ein Versuch, im Anschluß an einzelne Regeln, die Maria Ward ihrer Gründung gegeben hat, „das geistige Antlitz und die innere Haltung der großen Frau“ (21) darzustellen. Was Maria Ward vorschwebte, wofür aber ihre Zeit noch nicht reif war, ist heute in den von der Kirche approbierten „Weltlichen Instituten“ verwirklicht: ein ganz der christlichen Voll-

kommenheit und dem Apostolat geweihtes Leben inmitten der Welt. Maria Ward ist zwar nicht die erste und nicht die einzige Frau, die dieses Ideal anstrebte. Vor ihr hat schon Angela Merici, die Gründerin der Ursulinen, diesen Weg geschaut. Und nach ihr hat Johanna Franziska von Chantal dieses Ziel im Auge gehabt. Der heilige Vinzenz von Paul, der die Ursulinen von Marseille kannte und Beichtvater der Nonnen von der Heimsuchung gewesen war, ein Zeitgenosse Maria Wards, nahm den Gedanken von neuem auf, der dann, nach mancherlei Versuchen in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, durch die Konstitution „Provida Mater“ Pius' XII. vom 2. Februar 1947 endlich praktische Gestalt gewann. Aber Maria Ward hat wohl am leidenschaftlichsten für diese Idee gekämpft. So kann sie den jungen Christinnen, die sich zu einer solchen Lebensform berufen fühlen und überhaupt allen, die in der Welt Christus nachfolgen wollen, ein leuchtendes Vorbild sein. Das Buch des Verfassers wird ihren Willen zum Alleinstehen in der Welt stärken. Es wird sie sicher zur vollen Hingabe an Gott führen und für die besondere Aufgabe, die ihnen im Leben der Kirche von heute zukommt, ausrüsten und begeistern.

W. Arnold S.J.

Menschen im Krieg

Franz Reinisch. Ein Martyrer unserer Zeit. Von Heinrich Kreutzberg. (186 S.) Limburg 1952, Lahn-Verlag. Ln. DM 6,80.

Dieses Buch enthält keinen alltäglichen Bericht. Es schildert anschaulich und eindringlich die Lebens- und Leidensgeschichte des Pallotinerpriesters Franz Reinisch, der im Alter von 39 Jahren am 7. Juli 1942 zum Tode verurteilt und am 21. August 1942 in Brandenburg enthauptet wurde, weil er, zum Heeresdienst eingezogen, aus Gewissensgründen den Treueid auf Hitler beharrlich verweigerte. Er wußte wohl, daß viele andere in der gleichen Lage anders dachten und handelten als er. Das war ihm Anlaß zum Nachdenken, aber bei allem Prüfen und Bedenken fand er sich immer wieder in dem Entschluß bestärkt, die Eidesverweigerung als sichtlichen Protest gegen den herrschenden Unrechtsstaat und dessen „Führer“ zu wählen, dem er vor Gott keine Treue schwören wollte. Als geborener Österreicher sah er außerdem in Hitler den Usurpator seiner Heimat, dem er jede Gehorsamspflicht verweigerte. Einmal entschlossen, hielt er klar seinen Weg ein. Niemals versuchte er durch Scheingefechte seine wahre Gesinnung zu verbergen oder zu vernebeln. Er gehört zu den wenigen, die sich offen und unumwunden als Gegner des kirchenfeindlichen und verbrecherischen nationalsozialistischen Systems bekannten, und zwar auch

vor seinen Richtern im Angesicht des sicher zu erwartenden Todesurteils. Alle die schweren Folgen der Einkerkierung und der Verurteilung hat er männlich-gefaßt, ohne Wehleidigkeit und in starkem Gottvertrauen auf sich genommen und dabei die Seinigen ermutigt, das große Leid im gleichen Geist zu tragen. Besondere Erwähnung verdient, daß er seinen folgeschweren Entschluß mutig auf das eigene Gewissen nahm und damit niemanden anders belastete. Es soll nur keiner wähnen, ein solches Opfer mit allen seinen Begleitumständen sei leicht; es ist weit schwerer als der Tod des Soldaten, der im Kampfe fällt. Der schlichte, kindlich fromme Pallotinerpriester, der um des Gewissens willen einsam und verlassen sein Haupt auf den Block legte, um nicht einem verderbten System zu dienen, beschämt durch seinen freiwilligen Opfertod die allzuvielen, die kraft ihrer Einsicht und Stellung weit eher zum Widerstand gegen das herrschende Unrecht befähigt und berufen gewesen wären.

Der Einwand eines „unnötigen Martyriums“, den Vorsichtige, Ängstliche und Überkluge erheben könnten, ist hier nicht am Platz. Franz Reinisch standen freilich moralisch vertretbare Wege offen, um seinem harten Schicksal zu entgehen. Er kannte sie und sie wurden ihm von anderen empfohlen. Aber er wollte dem sich ihm aufrägenden Konflikt, den er nicht gesucht hatte, nicht ausweichen, sondern ehrlich stellen und dadurch in einer Umwelt schwächlichen Nachgebens ein Beispiel christlicher Charakterfestigkeit geben. Irrig (137) wäre sein Gewissensurteil nur dann gewesen, wenn er sein eigenes Verhalten für alle als Pflicht erklärt hätte. Aber das hat er nicht getan. Sein Fall ist insofern „singulär“ (150) — man möchte beifügen: leider! In Zeiten tyrannischer Willkür wird sich wohl immer eine Scheidung der Geister ergeben. Die einen — die große Mehrheit — werden sich für möglichste Anpassung entscheiden, um sich und ihre Angehörige vor Schaden zu bewahren oder „um Schlimmeres zu verhüten“. Die anderen — die Ausnahmen — werden gerade in dieser Nachgiebigkeit das Schlimmste sehen und gleich im Anfang den Weg des denkbar schärfsten Widerstandes mit dem Wagnis ihres Lebens wählen. Es muß in einem Volk Menschen geben, die zumal in schicksalhafter Stunde nicht zuerst an ihr eigenes Wohlergehen denken, sondern für die Gerechtigkeit im öffentlichen Leben mutig sich einsetzen und auch ohne äußeren Erfolg durch ihren Untergang ein großes Vorbild aufrichten. Das gilt namentlich für das deutsche Volk, in dem die Charakterbildung der schwächste Teil seiner Bildung ist.

Ein kleines, aber wichtiges Kapitel im Bericht über das Buch gebührt dem für Reinisch zuständigen Wehrkreispfarrer, der zugleich der Biograph des Hingerichteten geworden ist. Unter den Verhältnissen des

Dritten Reiches mußte er einerseits besondere Vorsicht beachten, um nicht die ganze Wehrmachtsseelsorge zu gefährden, anderseits dem Gefangenen als Priester liebevollen Beistand leisten. Er handelte durchaus richtig, indem er vor der Gewissensüberzeugung des Gefangenen zurückhaltende Ehrfurcht wahrte und ihn zur Eidesverweigerung weder ermunterte noch davon abhielt (97). Wie er innerlich dachte, verriet sein Verhalten auch ohne Worte. Sein zusammenfassendes Urteil ist bezeichnend und über allen Zweifel zutreffend: „Das große Verhängnis unseres Volkes war es, daß es an Menschen fehlte, die, aufrecht und unbekümmert um alle Folgen, den Weg ihres Gewissens gingen“ (94). Nach dieser Seite ist sein Buch sehr aufschlußreich für die Erziehung unser Volkes.

M. Pribilla S.J.

Die unsichtbare Flagge. Ein Bericht von Peter Bamm. (374 S.) München 1952, Kösel. Geb. DM 14,80.

Die unsichtbare Flagge ist die der Menschlichkeit. Sie weht über den Verbandplätzen des Ostens, in denen der Berichterstatte, ein Chirurg, Tag und Nacht arbeitet, über den Zusammenkünften und Unterhaltungen mit Stabsoffizieren und Kommandeuren, an denen er teilnimmt, und wird sogar fast sichtbar, wenn „die Anderen“ nicht anwesend sind. Sie weht bei den Soldaten, die sich für ihre Kameraden und die Verwundeten wie auch für die Gefangenen und Landeskinder aufopfern. Das aus innerer Reife, echter Ergriffenheit geschriebene Buch trägt auch in der Form die Züge wahrer Menschlichkeit, da es sich trotz aller Wirklichkeitsnähe und Anschaulichkeit von aller Barbarei und allem Untermenschentum freihält. Eine Gefahr haben solche Bücher, die auch im Krieg und dazu in diesem Krieg das Humane festhalten und die Seele der Kämpfenden enthüllen: Leicht erscheint die Möglichkeit, ein solches Buch als Beweis anzuführen, daß der Krieg wirklich der Vater aller Dinge sei und daß man unmerklich die Hemmung verliert, den Krieg als ein apokalyptisches Übel zu fürchten. Der Verfasser ist frei von jedem Verdacht, dies anzustreben oder auch nur zu dulden. Vielmehr bringt er aus Krieg und Niederlage die starke Hoffnung nach Hause, daß die abendländische Überlieferung bei allen Völkern und gerade auch bei den russischen Stämmen und Gruppen eine neue Auferstehung erlebe.

H. Becher S.J.

Literatur

Liebeslyrik der deutschen Frühe, in zeitlicher Folge, herausgegeben von Hennig Brinkmann. (451 S.) Düsseldorf 1952, Schwann. Br. DM 14,50.

Der Verfasser nennt in seinem Dank an den Verlag sein Werk selbst „ein Wagnis, den altvertrauten Liedern einen neuen Weg